



Eine Tiroler Neujahrspredigt gegen die Mode.

Von Gepp Schluiferer-Pöschhumus.

Das Stöftlichste an dieser Satire ist, daß sie nicht erdichtet, sondern tatsächlich einem Tiroler Prediger ihre Entstehung verdankt D. Red.

Wieder fährt sich ein Jahr und die Leute sagen, das neue Jahr hat begonnen. Neu ist heutzutage Trampf, das Wörtlein spielt die Hauptrolle im Theater des Lebens, das übrigens nicht mehr und nicht weniger ist als a narrisches Kasperpiel. Was für „neue Dummheiten“, so muß man sich als Diagnostiker der Zeit fragen, wird das neue Jahr wohl wieder machen und bringen? Namentlich in der Mode!

Ihr Weiberleut ohne Unterschied

von Alter, Rang und Geschlecht, kriegt ihr denn gar nimmer genug, das heißt: gar nimmer zu wenig? Sollen die neu-modischen Gelehrten am End noch ein kleineres Maß als das Millimeter und das Gramm einführen, um euch die Stoffe vorzumessen und vorzuwiegen, die euer auf Reize und Reizwirkungen empfindlicher Körper verträgt? Sonst sagt man, die Natur schafft sich ihr Recht, in dem Falle aber geht das gegen die Natur, denn wenn sie auf Kleidung verzichten könnte, müßte längst dafür an den nichtbedeckten Stellen als Selbstschutz ein Pelz wachsen. Allein der Herrgott tut auch den Gefallen mit. Im Gegenteil, er übersteuert eure vermeintlichen, in ihrer Nacktheit zur „Dünne“ lodenden Leiber frühum Siedehum und schließlich dem Sezierschneidmesser des Arztes. Ihr wollt einwerden, auch die Frauen der Herzte gehen un-, will sagen, halbbekleidet, ein Beweis, wie heugentlich die neue Mode wäre. Gemach, ihr Törrinnen, leider Gottes, auch die Gebildeten sind oft mit Blindheit geschlagen, sonst müßten sie solch nackten Lustum, einsehen und dagegen protestieren. Wieviele von euch könnten noch lange leben, wäret ihr vernünftig gekleidet. So habt ihr den jungen Tod sterben müssen und medert nun dank eurer Modetorheiten als Würmerfraß unter der Erde. . . . Schaut mich nur an, es ist schon so. Aus mir spricht langjährige priesterliche Erfahrung in solchen Dingen und was die Ärztenfrauen betrifft — ich kannte eine, nabelsauer und leibig wie die Kirchtagsgans. Aber durch die Mode und die aus ihr folgenden Laster und Ausschwei-

jelungen ist sie ganz am Hund gekommen, man kann sagen, beim lebendigen Leib gestorben.

Mit nackten Schultern hat's bei ihr angefangen,

daraus ist ein Jungenpimentarisch mit follikartiger „Diareese“ als Begleiterscheinung entstanden, dann als weitere Folge des bis zum Steiß erweiterten Dekolletés (das ist kein Tee zum Trinken, bloß zum Anschauen für ausgehohnte Mannsbilder) ein krebsartiges Unterleibsleiden mit akuter Zahnfäule, zuletzt Herzbeutelentzündung und Gallensteinleiden, wodurch schließlich ihr Blut so verdorben wurde, daß es keinen anderen Ausweg mehr fand, als den ins Grab. . . . Ohne also die religiösen Bedenken auch nur zu streifen, muß man schon aus rein gesundheitlichen Gründen gegen die neue Mode kämpfen und aus purem Mitleid für die Betroffenen. So wie dieser Ärzten-gattin ergeht es ja Hunderttausenden, die dank der Mode in Spitäler dahinsiechen, wenn sie nicht schon gestorben sind. Eine wirtschaftliche Modeerscheinung: alle Spitäler sind voll, alle Geldbeutel sein leer — ein Zustand, den kein Staat auf die Länge verträgt, auch der österreichische mit. Endlich das End vom Lied:

Auch im Jenseits

wird einmal kein Platz mehr zu finden sein für solche Modegänge, denn selbst die Hölle wird sich schließlich auf solche Weise überwöltern. Wohin denn mit den vielen Saunigeln, die meinen, auch mit einem parfümierten Hintern in Himmel einzurutschen? Daß sie dort auch noch die Pest der Verderbnis und Sittenlosigkeit verbreiten täten, Unschuldige schuldig machen! Das ist es ja: Mit dem Laster der Mode schreitet und sympathisiert das Laster der Unkeuschheit. Gewiß, jeder Metzger stellt die Hacken aus, die er verkaufen will. Ist's aber immer's beste Fleisch, das er in die Auslag hängt? Beileibe nit. Die kluge Hausfrau weiß schon von ihren Mädchenjahren her, daß der Metzger ein „Schlangal“ ist. Das beste Fleisch hält er wohl verwahrt im Eiskammerl und ausgerechnet von dort wählt sie sich

a Hinters oder a Vorder's,

je nachdem. Und der kluge Jüngling sollte

ebenso handeln und sich's merken: das beste Fleisch ist's nit, das gleich pfundweise zur Schau tragen und um einen Schandpreis, jawohl, um den Preis der Schande, feilboten wird. Und das von Mitschen und Dirnen, die noch nirgends nit trocken sein. Die Buben aber fliegen leichtilings auf die schlecht eingewickelten Knochen und bleiben picken dran, wie die Fliegen am Leim. Zu spät erst sehen sie, daß sie kein kalbschnitzel erwischen haben, sondern a schäbiges Knochenfleisch, daran schon viele andere genagt. Gibt es etwas Ergögenderes, Empörenderes wollte ich sagen, als so ein Modefrauenzimmer, bei dem das Feil Seiden gleich alles in einem ist: Held, Mittel und Hosen und Hosenträger, welsch letztere bei den Abendtoiletten überein Buckl hängen, jeden Augenblick bereit, darüber wegzurutschen, um so das Malheur ganz zu machen. Dabei jammert man dann über die schlechten Mannsbilder, die vielen ledigen Kinder. Nit die Mannsbilder haben die Schuld, nit sie zeugen die ledigen Kinder — die Mode tut's,

die vom Teufel erjundene Mode.

Stell's a Rag vor a Schüsselfe rahmige Milch, hängt's dem Hund einen Wurststrang ins Maul, legt's eine Stroopuppu — und das ist ein Mann — ans offene Feuer! Und wenn es auch das Feuer der Jungfräulichkeit wäre, an solch

einer fünfzehntelmadeten Eva

muß sich der lästeste Mann erhitzen, entzünden, verbrennen. Es braucht einem im Verlauf solch eines Experimentes nicht wundernehmen, wenn ein junger Jüngling — die alten sein um fein Haarl besser — die holde Zierde der Jungfräulichkeit, der Lauteiver nennt sie Birginnat, minder einschätzt, als die im Zeichen der Mode lodende Fleischeshit. Nit als Mann wunder's fein Feil, wenn er dabei tut, was er nit lassen kann. Achtet's die Jungfrau — vorausgelegt, daß sie noch eine ist — ihrer selbst nicht mehr, als daß sie sich wie ein mätressenhaftes Schandweib zur Schau stellt, lodt und reizt sie ihn mit ihrem unbekledeten, lüftigen Reizen, so hat er als Herr der Schöpfung wenig Ursache, den heiligen Aloisius zu spielen. . . .

Wie nun soll man sich vor diesen sündhaften Auswüchsen der Mode am besten schützen?

Indem man hingehet und die Begierde stillt, die schlechten Beispiele nachahmt? Beispielsweise den Ärmel noch zwei Zentimeter kürzer trägt, als die Nachbarin, noch die durchsichtigeren Strümpfe! Noch die aufreizenderen Blusen, oder wie sie heute sagen: Kombineschen, Kreppdelineschen, Demdhoeschen und wie die Schandeshen alle heißen?!? Nein, und tausendmal nein! Drei Schritt vom Leib, alles, was einen Busidop trägt und Spinnwebenstrümpfe und Mittel kürzer als die Hosen, wenn letztere überhaupt vorhanden sein sollten. Merk's euch. Könnte man die Betreffende nur von innen statt von außen ansehen! Im Geiste hab' ich das oft getan und heute noch graust mir davor. Außen hui, innen pfui!

Solche Spinnwebstrümpfe sind nicht mehr imstande, die Körperdünste und Schweißexkremente aufzufangen, daher vergasen sie, verpesten die Umwelt trotz Parfüm und Puder, erzeugen

das Fluidum der „Zinie“.

Andererseits aber schlagen sie sich nach innen, vergiften den Leib, verderben das Blut, wenn es nicht schon verdorben ist. Dann rennen die Betroffenen und Betroffenen ins Bad, meinen dort Heilung zu finden, machen jedoch das Uebel nur noch ärger. Denn unter ihregeleichen werden sie durch die im Wasser aufgelösten Bazillen, wie mir ein afrikanischer Bauernarzt versicherte, nur noch weiter infiziert, so recht nach dem Bibelwort: Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie nur Böses kann gebären! Und die weitere Folge: Kind und Kindeskind. Enkel und Urahnen werden vererbt, ganze Drie geschlechts- und Gehirnkrank, wenn nicht gar tuberkulös.

Damit habe ich die nebst der Unbeidearbeit zweitgrößte Modetorheit genügend gekennzeichnet, nämlich den

Badekult.

der in späteren Jahren fast immer in der tödlich verlaufenden Wasserkrucht endet. Fragen wir uns also voll Absehen zusammenfassend: Was ist der Grund, daß sie nimmer genug Wasser aufstreuen zum Baden? Antwort: Weil sie innerlich Wüstianer, zu deutsch Schweinigt sein. Ein Mensch mit reiner Seele besetzt a den Körper mit. Und jene Landsmännin seligen Angebens, die auf das Anstimmn, zu baden, mit den Worten antwortete:

So ein Fackl bin i nit, daß ich baden müßte, hat gotterleuchtet gesprochen und die Legende von ihr erzählt, es ging ein leusch-herber Duft aus noch von ihrem Grabe . . .

Die im Vergleich zu früher nunmehr so massenhaft auftretenden Unglücke beim Baden beweisen ferner, wie Gott solchen Unzug und selbstschänderischen Leibeskult verabscheut, indem er ihn augenscheinlich bestrafte.

Als Letztes noch ein paar Worte übers Rauchen, das Zigarettenrauchen. Gegen das andere,

ich bin selbst Pfeifenraucher,

wird kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden haben. Das Zigarettenrauchen aber ist ein Gedankenjurrogat für Beschränkte; also für Kurdwischer und solche, die es werden wollen. Das hat schon der Chinese „Konfusius“, oder war's ein anderer, gesagt, und zwar lang, bevor noch überhaupt die Zigaretten erfunden waren. Also ist das eine

vor Alter ehrwürdige Wahrheit, an die sich die jungen Jünglinge und Jungfrauen, a wenn sie's nimmer sein, halten sollten, mögen zum Jubel oder Schürzenband der Mutter greifen, erstere aber wieder zur Peise, dem Symbol echter Männlichkeit. „Die Pse stinkt“, wettert so manches neumodische Weibsbild. Als ob der Geruch die Hauptsach wär. Was stinkt per exemplum mehr wie Altnas und Quargelen und doch ist's das beste vom Besten? Und übrigens

eine, die das bißl Stank nit ausderhallet, die taugt nit zum Vernhaben

und nit zum Eherweib, das kann ich aus der bald zehnjährigen priesterlichen Erfahrung in solchen Dingen bestätigen. Es stinkt gar manches und muß doch in Kauf genommen werden. Und es duftet gar manches und wenn man näher hinschaut — mit geschlossenen

Ich

Die Ehre hat mich nie gesucht;
Sie hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig' Feierkleid zur Nacht?

Auch Schätze hab' ich nie begehrt.
Was hilft es, sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das wenigste verkehrt?

Wie lange währ't's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt untern Füßen?
Was braucht sie, wenn sie tritt, zu wissen?
Weiß ich nur, wer ich bin.

(Löffing: 1752)

Uns hat s noch untergefrigt

An der Stragenode steht ein junges Mädchen. Es ist sehr schön und der Glanz der Abendsonne fällt auf ihre Haare, daß sie schimmern wie Gold. So schön ist sie.

Nun kommt ein Burche daher. Ein Arbeiter mit frischem Gesicht. Er gibt ihr die Hand und sie lachen beide. Sie haben sich lieb und werden sich heiraten . . .

Ich sehe das Mädchen schon als seine Frau und wie beide sich freuen über ihr Kind. Es ist das erste. Und über das zweite freuen sie sich und vergessen in ihrer Freude ganz, daß sie armt sind. Und rechnen müssen und sich durchkämpfen von Zahltag zu Zahltag. Und ihre jungen, lachenden Gesichter werden ernst und verbittert. Oder auch schöner mit den Falten der Not und des Ernstes. Wer weiß das?

Bis dann eines Tages der Lohn nicht mehr reicht. So sehr sie auch rechnen und rechnen.

Und überall Schulden. Dann wird sie Zeitungen tragen und waschen gehen. Oder sie geht in die Fabrik, ein paar Mark mitzubedienden Ernster und ernster wird ihr Gesicht werden. Das Lachen hört auf. Loser und loser hängen die Kleider ihr auf den Hüften. Sie wird schließlich sein wie alle Frauen ihrer Klasse: verbittert und grau. Ein verhärmtes Weiblein, das niemand mehr ansieht.

Nur eine Hoffnung wird bleiben: daß die Kinder den Tisch ihrer Eltern verlassen, ihr Brot selbst zu verdienen. Mit ihnen geht auch der Rest ihres Glückes. Einsam sein ist das Ende. Und Armut. Die bettelt an Ecken der Straßen in Lumpen. Und läßt sich beschimpfen von Menschen, die reich sind . . .

Die Sonne ging unter. Ein Paar geht vorüber. Ich starre ins Licht der Laterne, die über mir aufblinzt. Das war doch das Mädchen mit den glänzenden Haaren? Und er mit dem frischen Gesicht. Ich höre sie lachen. Sie sind ja so jung und haben sich lieb. So lieb

Augen natürlich — ist's a Durgstatt, a Misthaufen und dergleichen . . . Hier, beim Zigarettenrauchen, ist's die Natur selbst, die dagegen protestiert, Einhalt gebietet oder sich zerstörend auswirkt. Erst gestern hab ich's

im „Vostsböit“ gelesen,

daß ein Tiroler Lungenpezialist die Erfindung getan hat, die bestätigt, daß die meisten Zigarettenraucher und -raucherinnen an Gehirntuberkulose — eine erst jetzt entdeckte Krankheit — zugrunde gehen. Was dann? Schrecklich ist's, in die Hände des leberdigen Gottes zu fallen, die Gerechten erzittern vor ihm, dann erst die Sünder! Und gar jene, die ganz und halbnackt badend und Zigaretten rauchend durchs Leben taugen! Sie werden dem ewigen Feuer überantwortet und ihres Jammers wird kein Ende sein, nit im alten und nit im neuen Jahr. Amen!

Und sie glauben daran, daß sie das Leben zwingen. Gerade sie. Wenn auch alle verderben.

Und ich möchte, daß sie recht behalten gegenüber dem Leben. Daß sie schön bleibe und er fröhlich. Daß doch das Elend verschwände.

Um ihrenwillen möchte ich wirken. Kämpfen um eine bessere Zeit. Sie muß kommen. Und wird kommen.

Und kommt sie auch spät erst, ganz spät, wenn die Zeit unfre Jugend zerfressen und unfre Kraft, wir sagen voll Trost zu den Jungen, die unfre Kinder sind: Uns hat's noch untergekrigt. Uns. Aber ihr, ihr . . .

Der Tag wird glänzen zu unsern Worten. Nur füllt die Seelen der Jungen. Und wir sagen zu ihnen: Geht hinein in die Welt. Sie ist die eure. Ganz euer und birgt nichts als Glück. G. G.

Der falsche Christus von Kreta

Ein mehr als ungewöhnliches Vorkommnis setzte in diesen Tagen die Landbevölkerung von Kreta in ungeheure Erregung. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich von Dorf zu Dorf die Nachricht, der Messias sei in einem abgelegenen Gebirgstale der Südküste gesehen worden, in der Rechten das Kreuz, in der Linken ein großes Schwert tragend, und der Weltuntergang sei nahe. Eine fanatisierte Menge von Dörfern und Bauern begleitete ihn und wuchs stündlich. In den Dörfern wurden die Gloden geläutet, die Bevölkerung zog dem „Erlöser“ entgegen, der sich, längs des Gebirges ziehend, bereits der Stadt Hierapetra näherte. Orthodoxe Dorfpriester kamen an den Spitzen ihrer Gemeinden, andere stoben aus Furcht, von der Volksmenge wegen ihres Unglaubens gesteinigt zu werden. Frauen hatten Visionen, Kranke gesundeten beim Anblick des falschen Christus, der nur mit einem Saal begleitet, barfuß, die Haare und Bart lang, in einem merkwürdigen und schlechten Griechisch vom Unterraug der Welt sprach. Das naive Volk brachte ihm alles, was es hatte zur Gabe, ganze Herden von Tieren begleiteten den Zug, auf einem primitiven zweirädrigen Wagen lagen Geschenke, Geld, Schmutz von Frauen, und niemandem wäre es eingefallen, etwas fortzunehmen.

Natürlich war die Kunde von der zu erwartenden Ankunft des „Messias“ mit größter Schnelligkeit nach Hierapetra vorausgeeilt, der Polizeihauptmann telegraphierte sofort nach Heraklion um Verstärkung, und da er unübliches Blutvergießen mit der fanatischen Menge fürchtete, beschloß er, die Polizei aus der Stadt zurückzuziehen. Die Bürger, für deren Sicherheit er fürchtete, bewog er zu fliehen und abzuwarten, bis Truppen kämen. Auch in der Stadt gab es viele Frauen und manche Männer, die dem „Messias“ entgegenzogen.

Aber zu diesem Einzug sollte es nicht kommen. Am dritten Tage des merkwürdigen Zuges, der so viel Unheil in den Gemütern des gläubigen Volkvolkes anrichtete, war der Messias verschwunden, und niemand fand ihn mehr auf. Seine Anhänger suchten ihn, erst voller Furcht vor einem Wunder, doch dann mit rasender Wut, als sie sahen, daß er sich mitgenommen hatte, was an Geld und Schmutz tragbar war. Gendarmerie und Militär suchte die ganze Insel ab, und es blieb nur die Möglichkeit, daß er sie mit einem Boote verlassen hatte oder,

durch Abnahme des Barbes und Anlegung moderner Kleidung völlig unkenntlich geworden, mit einem Dampfer fortgegangen sei.

Gerüchte wollen wissen, daß es sich um einen belgischen Hochstapler handelt, der auch an einem Einbruch im Athener Akropolismuseum der vor zwei Jahren ganz Griechenland in Aufregung setzte, beteiligt war. Auch wird vermutet, daß ihm Diebstähle aus Kapellen auf verschiedenen griechischen Inseln und auf Krete zur Last fallen.

Masken.

Bilderreihe aus dem Karneval des Lebens von Anton Tschekow.

Es ist Abend. Durch die Straßen zieht eine bunte Menge, die sich aus betrunkenen Muschelpöseln und Frauenjaden zusammensetzt. Es wird gelacht, geredet und getanzt. An der Spitze des Haufens hüpfen ein kleiner Soldat, in altem Kommissantel und schräg sitzender Mütze.

Der Menge kommt ein Unteroffizier entgegen.

„Warum machst du denn vor mir keine Ehrenbezeigung?“ schreuzt der Unteroffizier den kleinen Soldaten an. „Ne? Warum nicht? Halt! Was bist du denn für einer? Warum nicht?“

„Liebster, wir sind ja doch maskiert!“ sagt der kleine Soldat mit Weiberstimme, und der Danse bricht, zusammen mit dem Unteroffizier, in ein schallendes Gelächter aus.

In einerloge sitzt eine schöne üppige Dame, ihr Alter läßt sich schwer bestimmen, aber sie ist noch jung und wird noch lange jung bleiben... Sie ist prächtig gekleidet. An ihren beiden Armen trägt sie je ein massives Armband, auf der Brust eine Brillantbroche. Neben ihr liegt ein Pelzmantel, tanfend Rubel wert. Im Gang wartet auf sie ein betretter Diener, und auf der Straße harren ihrer zwei Kappen und ein Schlitten mit einer Decke aus Färsenfell... Ihr zufriedenes, schönes Gesicht und ihre Umgebung bezaubern: „Ich bin glücklich und reich.“ Doch glauben Sie ihr nicht, Leser!

„Es ist alles nur Maskendanz“, denkt sie. Morgen oder übermorgen wird der Baron sich mit Nadine hieren und mir dies alles nehmen...“

... An einem Spieltisch sitzt ein dicker Herr im Frack, er hat ein dreifaches Kinn und weiße Hände. Neben seinen Händen liegt ein Haufen Geld. Er verliert zwar, läßt aber den Mut nicht sinken. Im Gegenteil, er lächelt. Macht es ihm doch gar nichts aus, ein oder zwei Tausender zu verpielen. Im Speisezimmer stellen ein paar Diener für ihn Austern, Sekt und Kalauerbraten zurecht. Er ist gern gut zu Abend. Nach dem Abendessen wird er in einer Equipage zu ihr fahren. Sie erwartet ihn. Nicht wahr, er hat ein schönes Leben? Er ist glücklich! Aber sehen Sie doch einmal zu, was für abgeschmackte Dinge sein Gehirn bewegen:

„Ich bin nur eine Maske. Kommt eine Revision — so werden alle erfahren, daß ich nur eine Maske bin!“

Ein Anwalt verteidigt vor Gericht eine Beklagte... Sie ist eine sehr hübsche Frau mit unsagbar traurigem Gesicht; sie ist unschuldig! Bei Gott, sie ist unschuldig! Die Augen des Anwalts glänzen, seine Wangen leuchten, aus seiner Stimme hört man Tränen heraus... Er leidet für die Angeschuldete, und wenn man sie verurteilt, wird er vor Kummer sterben!... Das Publikum hört ihm zu, es ertrinkt vor Genuß und fürchtet, er könnte plötzlich seine Rede beenden. „Er ist ein Dichter!“ rannen sich

die Zuhörer zu. Aber er hat sich nur als Dichter maskiert.

„Gäbe mir der Kläger einen Hundert mehr, ich ließe sie verknallen!“ denkt er. „In der Rolle des Anklägers wäre ich effektvoller!“

... Durchs Dorf geht ein betrunkenes Bäckerlein, singt und spielt schrill auf einer Ziehharmonika. Sein Gesichtsausdruck ist trunke Rührung. Er lüchelt und macht Hüpf-schritte. Er hat ein lustiges Leben, nicht wahr? Nein, er ist nur eine Maske.

„Fressen will ich!“ denkt er.

... Sechs Portale, tausend Lichter, Menschenmenge, Polizisten, Zwischenverkäufer von Eintrittskarten. Es ist ein Theater. Ueber seinen Türen steht: „Satire und Moral“. Hier wird großes Geld gezahlt, hier werden lange Kritiken geschrieben, hier wird viel applaudiert und selten geizigt... Ein Tempel.

Aber dieser Tempel ist maskiert. Entziffern Sie die Aufschrift: „Satire und Moral“, und Sie werden leicht die Worte „Reinfall und Hohn“ lesen können.

Ein Freund der Menschheit

Ich habe einen Bekannten, der liebt die Menschheit.

Ich liebe meinen Sohn, die Meinen, einige Freunde, liebe auch die grüne Tinte, mit der ich seit meiner Jugend schreibe, bisweilen eine Kalbschaxe mit Meerrettich und Essig, sodann helle Zigarren; mein Bekannter jedoch liebt ausschließlich die Menschheit.

Mich verachtet er ein wenig. Er staunt darüber, daß es im zwanzigsten Jahrhundert jemanden gibt, der die Menschheit nicht liebt. Ich pflege ihn zu antworten, daß ich ihr noch nicht begegnet sei, sie noch nirgends gesehen habe, daß sie mich noch niemals aufsucht habe. Als Antwort lächelt er geheimnisvoll, verzeihend. Er will mich nicht beleidigen, hütet sich auszusprechen, daß er mich im Grunde genommen für einen herzlosen, selbstsüchtigen Menschen hält.

Morgens, wenn er aufwacht, denkt mein Bekannter an die Menschheit. Wie hat wohl des Nachts die Menschheit geschlafen? Hat vielleicht das Rissen ihren Kopf gedrückt? Hat sie seit gestern irgendwelche Fortschritte gemacht? — Ich gestehe, daß mich da ganz andere Gedanken beschäftigen. Vor allem: Wovon werde ich meine Gasrechnung bezahlen, und wovon werde ich meinem Sohn einen Winterrod kaufen? Der Freund der Menschheit hat mich schon wiederholt wegen meiner Kleinlichkeit gerügt.

Langsam dachte ich, er sei ein dummer, eingebildeter Kerl. Im Laufe der Jahre jedoch entdeckte ich meinen verhängnisvollen Irrtum. Er ist einer der größten Wesen, die ich jemals gesehen habe. Während ich meine Liebe unterwegs verschwendete, meine Kräfte an jene ver-

teilte, mit denen ich zusammen lebe, hat mein Bekannter, der stille Freund der Menschheit, steinreich geheiratet, ein ungeheures Vermögen zusammengerafft, er ist an Beutlern vorbeigegangen, die er ja nicht kannte, hat fette Geschäfte gemacht, ein Gut gekauft, und lebt jetzt bequemer in seiner an Teppichen reichen Wohnung. Da er keine Kinder hat und seine armen Verwandten, die ihn beim Denken stören könnten, von sich strengt und konsequent fernhält, hat er an Kindesstatt die Menschheit adoptiert, die liebe kleine Menschheit. Es heißt, sie sei ein intelligentes Kind. Spreche mehrere Sprachen.

Dieser Verwandte hat angenehme Eigenschaften. Er ist keineswegs überaus zudringlich. Er klopft nicht an seiner Tür, verlangt kein Brot, braucht keinen Winterrod, strahlt ihm, mit glorienscheinumwobener Stirn, aus ehrbarer Ferne entgegen. Niemand kann mit den Worten sein Zimmer betreten: „Ich, bitte, bin die Menschheit.“ Das kann jeder einzelne tun, ob er Peter heißt oder Paul, nur die Menschheit kann es nicht.

Unlängst schickte ich trotzdem die Menschheit zu ihm, in der Person eines hungernden Studenten. Mein Bekannter, der Freund der Menschheit, ließ ihn in den Salon führen. Er las eben die Zeitung, aus der er voll Empörung erfuhr, daß die Menschheit wieder einmal geschändet worden ist: in Südamerika bekam ein schwarzer Freizeigentilge eine Maulschelle, und in Australien wurden zweihundert Bergarbeiter ausgepeert. Seine Hand ballte sich zur Faust, da er dies dem Studenten erzählte, doch verheimlichte er nicht, daß der Fortschritt trotzdem greifbar sei, und er hob als besonders ermutigende Erscheinungen das Kino, das Radio und das Flugzeug hervor, die man sich im vorigen Jahrhundert noch nicht hätte vorstellen können.

Als dann der ungelegene Gast von dem Freunde der Menschheit Abschied nahm und im Vorzimmer endlich rasch, wie ein Gebet flüsterte, daß er seit gestern nichts gegessen habe, da füllten sich die gültigen Augen meines Bekannten mit Tränen. Er konnte sich nicht beherrschen. Schob erschüttert den Studenten hinaus, eilte dann ins Speisezimmer.

Hier wurde gerade zu Mittag gedeckt. Er befahl im Tone der Empörung dem Stubenmädchen, sein Gedeck fortzunehmen, und auch er aß an diesem Tag nicht zu Mittag.

Ein so wunderlicher Kauz ist mein Bekannter, der Freund der Menschheit.

„Mit Kamera, Kind und Regel durch Afrika.“

Ein wirklich außergewöhnlicher Fall. Ein Forscher geht nach Afrika, nicht etwa nur in die Randgebiete, sondern tief hinein ins Innerste bis zu den nackten Kaarinosos und er nimmt auf diese beschwerliche und gefährliche Reise Kind und Regel, das ist die Frau, ein dreizehnjähriges Mädchen und ein dreijähriger Askabe, mit. Das kann natürlich nur ein so erfahrener Reisender wagen, wie es Colin Ross ist, dem bereits eine ganze Anzahl schöner und hervorragender Reiseerlebnisse erschienen. Dieses hat einen besonderen Reiz dadurch, daß es nicht Ergebnisse der sachlichen und politischen Beobachtungen des Forschers wiedergibt, sondern nur Erlebnisse und Eindrücke und da Colin Ross meisterhaft zu erzählen versteht, so dankt man dem Buche genussreiche Stunden. Unter den Diamantgräbern in Südafrika beginnt es und schon hier geht es nicht ohne Abenteuer ab, denn unter andern ist ein schaurig-schöner Steppenbrand, den „Kind und Re-

gel" erleben. Es folgen auf der Weiterreise ins Innere Abenteuer mit Löwen, Elefanten und anderen wilden Tieren und man lernt dunkle Völkerrämme kennen, deren Namen fast unbekannt sind.

Den Bedächtigen, die es unerklärlich finden werden, wie man auf eine solche Reise Frau und Kinder mitnehmen könne, gibt Collin Roß im Vorwort selbst die Antwort:

„Seit 1919 reise ich mit Frau und Kindern in der ganzen Welt umher, und da ist allmählich doch etwas davon durchgedrungen, daß meine Fahrten „Familienreisen“ sind. So haben mein treuer, tapferer Reisefamerad und ich uns entschließen müssen, in meinen Büchern wie in meinen Filmen auch ein wenig von unsern persönlichen Erlebnissen preiszugeben.

Das ist schon aus dem Grunde notwendig, um der etwaigen falschen Vorstellung zu begegnen, es könnte der Rittnahme der Kinder irgendwelche Rekord- oder Sensationslust zugrunde liegen. Gewiß, daß ein Dreijähriger durch Afrika reist, ist zweifelsohne ein Rekord und im Innern des Kontinents hat die Ankunft unserer Karawane bei den ältesten Farmern und Kolonisten blaßes Erstaunen erregt. Aber ich bin zu ausgesprochen altmodisch, um Sinn für Rekorde und noch dazu solche Rekorde zu haben.

Rein, der Grund, warum ich meine Kinder mitnehme, ist sehr einfach und überdies rein persönlich und egoistisch. Ich muß reisen, das liegt einfach in meiner Natur. Wenn ich ein Jahr in einem richtigen Hause gelebt und in einem richtigen Bett geschlafen habe, dann muß ich unbedingt mal wieder im Zelt wohnen oder im Freien kampieren, ein Mongolenpau zwischen den Weinen haben oder mich irgendwo durch Busch und Urwald hindurchschlagen. Aber es macht mir gar keinen Spaß, monate- oder gar jahrelang von den Weinen getrennt zu sein, na und da nehme ich sie eben mit. Das ist der ganze Grund. Wir haben alles durchprobiert. Ich bin allein gereist oder nur mit meinem Reisefamerad. Aber schließlich haben wir doch gefunden, das ist auf die Dauer nichts; weitaus am schönsten ist es, wenn wir alle zusammen sind. Und seitdem reisen wir mit „Kind und Kegel.“

Das Buch, das mit zahlreichen schönen Abbildungen nach Photographien geschmückt ist, ist ein ausgearbeitetes Geschenkwerk. Es kostet gebunden Mark 3.25, in Leinen gebunden Mark 4.— und ist im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen.

Was mancher nicht weiß.

Ueber den Blutkreislauf herrschten in früheren Zeiten die merkwürdigsten Vorstellungen. Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts glaubte man, daß das Blut von der Leber ständig neu gebildet und nach jeder Mahlzeit schubweise in die Verdauungsorgane befördert würde, um dann von den Geweben aufgesaugen zu werden und zu verschwinden. Der englische Arzt William Harvey, der vor 350 Jahren in Fallesstone geboren wurde, fand auf Grund genauer Beobachtungen und Berechnungen, daß schon nach 1000 Herzschlägen viel mehr Blut das Herz durchströmt haben müsse, als überhaupt im ganzen Körper Blut sein kann. Er schloß daraus, daß das vorhandene Blut immer wieder von neuem gebraucht wird indem es nach seinem Wege durch den Körper zum Herzen zurückkehrt. So legte William Harvey vor genau drei Jahrhunderten, im Jahre 1628, den Grundstein zu einer Erkenntnis, die — so selbstverständlich sie uns heute dünkt — für die damalige Zeit eine unerhörte Entdeckung bedeutete.

Der Kreislauf, den das Blut im menschlichen Körper beschreibt, zerfällt in zwei Abschnitte, den großen Kreislauf, in dem das Blut von der linken Herzkammer des Herzens durch den ganzen Körper läuft und wieder in den rechten Vorhof des Herzens zurückkommt, und den kleinen Kreislauf, in dem es dann von der rechten Herzkammer aus nach den Lungen und wieder zum Herzen, und zwar in den linken Vorhof, zurückläuft. Im kleinen Kreislauf nimmt das Blut in den Lungen Sauerstoff auf, um ihn im großen Kreislauf wieder an einzelne Zellen der verschiedenen Gewebe des Körpers abzugeben.

Wir sehen zwar, daß unter den Nadeln toter Nadeln liegen, aber wie lange waren sie auf dem Baum? Diese Dauer ist bei den einzelnen Koniferen sehr verschieden: von einhalb bis zwölfeinhalb Jahren. An den Seitentrieben halten sich die Nadeln meist länger, oft zwei- bis dreimal so lange als am Haupt- oder Mitteltrieb.

Zwei Drittel des menschlichen Organismus bestehen aus Wasser.

In einem Bauwerk zu Pavia antwortet das „Echo“ auf irgend eine Frage dreifigmal mit der letzten Silbe.

— — — Allerlei. — — —

Ein Grabraub von 60 Mill. Mark. Als die Kaiserin-Witwe am 15. November 1908 starb, wurde sie mit all dem Pomp beigelegt, wie er für die großen Herrscher Chinas üblich war. Märchenhafte Mengen von Juwelen und Kostbarkeiten wurden ihr mit ins Grab gegeben. Es war ja alles da, wenn auch draußen die Armen vor Hunger umfielen. Pekingblätter veröffentlichten jetzt eine lange Liste der Schätze mit Angabe der Werte. Im ganzen besaßen diese Grabbeigaben einen Wert von über 65 1/2 Millionen Mark. Darunter befanden sich 2100 große Perlen und 10500 kleinere Perlen und Edelsteine, die in die auf Golddraht hergestellte Matrasse eingefügt waren, auf der ihre sterblichen Reste ruhten. Diese Juwelen sind 2020 000 Mark wert gewesen. Dann wurden ihr ein Lotusblattschmuck aus Jade und eine Lotusblüte aus Smaragden, jedes etwa 2 1/2 Millionen Mark, mitgegeben. Um den Hals trug die Tote ein Perlenhalsband von 420 großen, 1000 mittleren und 4500 kleinen Perlen mit 1135 anderen Edelsteinen für 3 600 000 Mark. Unter den wertvollsten Schmuckstücken befand sich ein Perlenkopfschmuck, den die Kaiserin zu ihrem Staatsornat zu tragen pflegte und dessen einzigartige Kostbarkeit auf 30 Millionen Mark beziffert wird. Drei weitere Halsbänder, zwei aus Perlen und eines aus Rubinen, sind mit 7 400 000 Mark geschätzt. Zwei mit Juwelen überfüllte Wassermelonen aus Jade und vier kleinere Melonen aus demselben Edelstein haben einen Wert von 9 200 000 Mark. Auf der Leiche lagen 500 große Perlen, 1000 kleinere, 2200 kleine und 2200 Saphire, deren Wert 7 1/2 Millionen Mark betrug. Als nach der letzten Verabschiedung des Grabmals die Manschu-Prinzen die Kaisergräber untersuchten, fanden sie von diesen Schätzen kaum noch ein Zehntel vor. Die Leiche der Kaiserin lag zwischen den zerbrochenen Trümmern ihres Sarges, bis auf einige Reste ihrer gelben Seidenrobe völlig nackt.

Dreifig Jahre Radium. Französische Blätter weisen darauf hin, daß in diesen Ja-

gen drei Jahrzehnte vergangen sind, seitdem das Ehepaar Curie die erste Mitteilung von der Entdeckung des Radiums machte. Schon seit langem hatten die Gelehrten beobachtet, daß gewisse Stoffe Strahlen ausstrahlen, die sich unseren Sinnen weder durch eine Lichterscheinung noch durch Wärme bemerkbar machen. Der große französische Physiker Henri Becquerel hatte sich dem Studium dieser Erscheinungen gewidmet, und am 24. Februar 1896 teilte er der Pariser Akademie der Wissenschaften mit, daß er diese Strahlen an Uranverbindungen entdeckt und als Eigenschaft des Urans erkannt habe. Frau Curie beobachtete nun diese sogenannten Becquerelschen Strahlen am Thorium und seinen Verbindungen und fand, daß gewisse Uran- und Thorium-Materialien viel stärker radioaktiv waren, als ihrem Gehalt an jenen Elementen entsprach. Das Ehepaar Curie entdeckte nun als Ursache hiervon ein ungemein starkes radioaktives Element, das sie „Radium“ nannten und schiedene aus der Pechblende einen zweiten stark radioaktiven Stoff ab, der „Polonium“ genannt wurde. Ueber diese Entdeckung des Radiums berichtete das Ehepaar zum erstenmale am 26. Dezember 1908.

— — — Weiteres. — — —

Amerikanischer Humor. Ein Geschäftsmann war so lange im wilden Westen gewesen, daß er alle europäischen Manieren verlernt hatte. Als er endlich wieder in seine Heimat zurückkam, speiste er mit einem Freunde zu Mittag. Er ließ capier auf dem Essen ein, benutzte aber die ganze Zeit über nur das Messer. Erst am Schluß der Mahlzeit blickte er sich nach einer Gabel um und sagte: „Der Kellner hat ganz vergessen, mir eine Gabel zu geben.“ — „Das ist ja auch nicht notwendig, Sie benutzen ja keine Gabel.“ — „Doch, jetzt brauch' ich eine, womit soll ich denn sonst in den Zähnen stechern?“

Um den Unterschied zwischen Nase und Weisheit klarzumachen, bedient sich der Lehrer eines Vergleiches: „Setzt euch vor, eine sehr schöne Dame geht mit hoch erhabenem Haupte über die Straße. Sie ist sehr fein gekleidet, sieht und grüßt niemanden. Das ist die Nase. Hinter ihr geht ein unscheinbares Geschöpf, beschneiden trägt es das Haupt geneigt, das ist die Weisheit.“

Firmatafel. Redlinger hat ein neues Schuhwarengeschäft aufgemacht, ist aber wegen einer pallenden Firmatafel verlegen, die auf das Publikum anziehend wirken soll. Er überlegt lange, was er wählen soll: „Zur Billigkeit“ oder „Zum Fußparadies“ u. dgl. Schließlich wendet er sich an einen Bekannten, der ihm den Vorschlag macht: „Nenn' dein Geschäft zum reichenden Absatz!“

Kindermund. Diefелotte, die eben sechs Jahre alt ist, geht mit ihrer Mutter in den Keller, um etwas zu holen, aber die Mutter kann das, was sie sucht, nicht finden. Deshalb sagt sie zu Diefелotte: „Lauf rasch hinauf und hole Vaters elektrische Taschenlampe!“ Nach ein paar Minuten kommt das Mädchen wieder. „Die Taschenlampe kann ich nicht finden, da hab ich stattdessen Popsas Brille mitgebracht.“

Der Himmel ist eine nützliche Sache. Der Kranke hat eine schwere Kriftis glücklich überstanden. Der Arzt kam und sagte: „Na also. Aber ich will Ihnen was sagen: Ihre Genesung danken Sie dem Himmel!“ Der Patient darauf: „Wirklich, Herr Doktor, wirklich? Da brauche ich also Ihre Rechnung nicht zu bezahlen, nicht wahr?“